Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 387. **Sonnabend** den 1. August 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 1. August.

„Deutsch-Englisches"

läßt sich die „Südd. Reichskorresp." aus Berlin, das in diesem Falle wahrscheinlich eine Deckadresse für Norderney ist, schreiben: „Der hiesige Korrespondent der „Nowoje Wremja" berichtet seinem Blatte: „Die Deutschen schreiben der bevorstehenden Zusammenkunft zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard VII. eine ungeheure Bedeutung für die Lösung von Fragen, betreffend die Bagdadbahn und den fernen Osten zu". Diese Meldung ist recht sonderbar. Die ersten Angaben über eine deutsch-englische Monarchenbegegnung sind doch nicht in der deutschen, sondern in der englischen und russischen Presse aufgetaucht. „Die Deutschen", um mit dem Berichterstatter der „Nowoje Wremja" zu reden, warten ruhig ab, ob noch in diesem Jahre und wann und wo eine Begrüßung zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard stattfinden wird. Tritt dieses Ereignis ein, so braucht man, um es richtig zu erklären, weder die Bagdadbahn, noch den fernen Osten heranzuholen. Die Zusammenkunft fände ihre hinreichende Begründung in den verwandtschaftlichen Beziehungen der Herrscher und in dem von ihren Regierungen geteilten Wunsche, das gute Einvernehmen zwischen zwei Ländern zu erhalten, die, was auch Verstimmungspolitiker auf beiden Seiten oder absichtsvolle Dritte sagen mögen, durch gemeinsame, schätzenswerte Kulturinteressen verknüpft sind." — Daß doch die Offiziösen das „Soixen" gegen die eigenen Leute selbst da nicht lassen können, was gar nicht in den Zusammenhang paßt, und sie sind doch selbst so empfindlich!

Zur Dessauer Kandidatenfrage.

schreibt die „Natlib. Korresp.": Der Vorsitzende des kürzlich gegründeten liberalen Wahlvereins für Anhalt I erläßt an verschiedene Zeitungen Zuschriften, welche darlegen sollen, es sei als ausgeschlossen zu betrachten, daß die Liberalen „einem andern als einem Kandidaten der freisinnigen Vereinigung, als derjenigen Partei, welcher Roesicke angehörte, ihre Stimme geben." — Ohne weiter auf die von der „Freisinnigen Zeitung" gemachte Hinweisung: der junge liberale Wahlverein bestehe hauptsächlich aus Mitgliedern der freisinnigen Vereinigung, in einer Gesamtzahl von 300—400, näher einzugehen, möchten wir doch nicht unterlassen, hervorzuheben, daß jene Wähler, die am 16. Juni Herrn Roesicke ihre Stimme gaben, durchaus nicht sämtlich, sogar zum größten Teile nicht der freisinnigen Vereinigung, die zur Zeit der Wahl im Kreise Dessau noch keine Organisation besaß, zugerechnet werden können. Die Kandidatur Roesicke war seit dem Jahre 1890 eine rein persönliche, die sich auf keine Parteiorganisation stützte, wohl aber war er von den nationalliberalen Wählern des Kreises, der bis 1890 stets nationalliberal vertreten war, in dem Vertrauen gewählt, daß er, als „Wildliberaler", nähere Beziehungen zur nationalliberalen Fraktion unterhalte, was auch viele Jahre hindurch geschah. Da Roesicke sich erst im Dezember vorigen Jahres der freisinnigen Vereinigung anschloß, so kann daraus der Vorsitzende des eben erst gegründeten Dessauer liberalen Wahlvereins doch keineswegs den Anspruch herleiten, daß die liberalen Wähler keinem andern, als einem Angehörigen der freisinnigen Vereinigung ihre Stimme geben dürften. Wie schon erwähnt, beruhte die Kandidatur Roesicke im Wahlkreise Dessau auf persönlichen Verhältnissen, und nicht etwa auf seiner erst etwa Dezember erfolgten Zugehörigkeit zur freisinnigen Vereinigung. Dieses Unterschiedes wird man sich im Dessauer Wahlkreise voll bewußt werden, wenn wirklich die freisinnige Vereinigung auf einer Kandidatur lediglich ihrer liberalen Farbe beharren und keine Verständigung mit den übrigen liberalen Elementen suchen sollte. — Was schließlich die Anregung der Kandidatur Büsing angeht, so haben wir niemals geschrieben, daß „alle liberalen Parteien des ersten anhaltischen Wahlkreises sich auf die Kandidatur Büsing vereinigt hätten." Eine solche Fassung würde einen bereits vollzogenen Beschluß der liberalen Parteien voraussetzen, der am 25. Juli, wo wir von einer Kandidatur Büsing sprachen, noch gar nicht gefaßt sein konnte. Nach den uns durch die Presse zugegangenen Mitteilungen schrieben wir nur: „Die vereinigten Liberalen gedenken Herrn Büsing aufzustellen!"

Auswanderung nach den Vereinigten Staaten.

Der Anteil der europäischen Auswanderer an der Entwickelung der **Vereinigten Staaten** wird zunächst nur nach Maßgabe der sichtbaren Werte beurteilt, welche die Einwanderer vermöge ihrer technischen und wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit in ihre neue Heimat mitgebracht und den eingesessenen Bewohnern des Landes vermittelt haben. Ohne Frage ist schon dieses Moment geeignet, den Nachweis zu erbringen, daß ohne diese fortgesetzte, die Lebenskraft der amerikanischen Nation materiell und ideell steigernde Einwanderung eine Erschließung und Nutzbarmachung der natürlichen Hülfsmittel des Landes in dem Maße, wie sie tatsächlich erfolgt ist, nicht möglich gewesen wäre. Diese erfolgreiche Mitwirkung der eingewanderten Elemente an der kulturellen und civilisatorischen Aufgabe ist von den maßgebenden Politikern der nordamerikanischen Republik jederzeit bereitwillig anerkannt worden, und wenn die Einwanderer deutscher Nationalität von den Vereinigten Staaten besonders hoch angesehen sind, so kommt darin zum Ausdruck, daß dieser Einwanderung im Vergleiche zu dem Zugange aus anderen Ländern ein überlegener Wert zuerkannt werden kann und zuerkannt wird. Will man in ihrer ganzen Größe der Bedeutung der Einwanderung für die Vereinigten Staaten nahe kommen, so darf man die numerische Stärkung der amerikanischen Nation durch die einwandernden Elemente und die damit verbundene Steigerung der physischen Volkskraft nicht außer acht lassen. Amerikanische Statistiker haben gefunden, daß die Geburtsrate der geborenen Amerikaner ständig zurückgeht. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Wachstum der einheimischen Bevölkerung um das Siebenfache größer, als die der Einwanderung, und Thomas Jefferson, der dritte Präsident der nordamerikanischen Republik, berechnete die Einwohnerzahl, die im Jahre 1875 vorhanden sein würde, demgemäß auf 80 Millionen Seelen. Im Jahre 1900 aber waren erst 76 Millionen Einwohner vorhanden, worunter sich 24 Millionen Einwanderer und Kinder von Einwanderern und 10 Millionen Schwarze befanden. Aus eigener Kraft heraus zählte also die einheimische Bevölkerung erst 42 Millionen Seelen. In mehreren Staaten und Städten sind mehr als die Hälfte der Bewohner im Auslande geboren, oder stammen von im Auslande geborenen, eingewanderten Eltern ab. In den letzten Jahren hat übrigens die Einwanderung aus den östlichen, in kultureller Beziehung noch mannigfach rückständigen Staaten Europas in einem Maße zugenommen, daß dadurch das geistige und materielle Durchschnittsniveau der Einwanderer erheblich herabgesetzt und die Washingtoner Regierung zum Erlaß der bekannten, die Einwanderung erschwerenden Bestimmungen veranlaßt worden ist.

Japans asiatische Pläne.

Im August-Hefte der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht O. Franke eine sehr beachtenswerte Abhandlung über Japans asiatische Bestrebungen. Franke zeigt, wie schnell in der japanischen Volksseele China gegenüber das Gefühl des Siegers dem der Rassengemeinschaft Platz gemacht hat. Dieses Rassengefühl erhielt für seine Aeußerungen bald eine feste Form in dem „Ostasiatischen Kulturbund", der 1899 in Tokio gegründet wurde. Der Ostasiatische Kulturbund fand sich mit dem chinesischen Literatentum auf dem Boden der gemeinsamen Schrift und der gemeinsamen Abneigung gegen das Abendland zusammen. Unter Beachtung des in den Schriften der chinesischen Reformatoren immer wieder ausgesprochenen Grundsatzes, daß die Macht eines Volkes in letzter Linie auf seiner Bildung beruhe, begann der Ostasiatische Kulturbund in China seine Arbeit damit, die allgemeine Erziehung im modernen Sinne umzuformen. Zu diesem Zwecke wurden Schulen gegründet, Zeitungen geschaffen, Uebersetzungsanstalten eingerichtet, Studenten nach Japan hinübergezogen. Das massenhafte Hinüberströmen chinesischer Studenten nach Japan hat naturgemäß den Einfluß japanischer Anschauungen in China ungemein gestärkt. Es liegt aber hier zugleich eine Klippe, an der die chinesisch-japanischen Beziehungen einen gefährlichen Riß bekommen können. Denn die chinesischen Studenten lernen in Japan nicht nur die neuen technischen Wissenschaften, sondern auch die politischen und die sozialen Ideen des gerade in diesen beiden Punkten noch völlig unreifen, aber sehr altklugen Volkes. Ein politischer Doktrinarismus, wie er hier in jugendlichen Köpfen gedeiht, und der von Volksvertretung, Parteiministerien und ähnlichen westeuropäischen Einrichtungen phantasiert, ist mit dem chinesischen Staatswesen völlig unvereinbar. Denn als notwendige Ergänzung gesellt sich zu ihm die Verachtung sämtlicher altbergebrachten chinesischen Staatseinrichtungen, und es hängt nur von dem Temperament der Einzelnen ab, daß dieses Gefühl in gewaltätigen Umsturzfanatismus ausartet. Symptome einer derartigen verhängnisvollen Einwirkung des in Japan betriebenen Studiums auf die chinesischen Studenten sind in zahlreichen Schulunruhen in einem Grade zu Tage getreten, daß ein besonderer Studiendirektor seit dem Herbste 1902 die Aufsicht über die chinesischen Studenten in Tokio übernommen hat. Trotzdem warnen chinesische Stimmen eindringlich vor den japanischen Einflüssen, und empfehlen die Erziehung in Europa als die bessere. Im Hinblick auf die Tragweite der Erziehungsverhältnisse beklagt es Franke, daß auch von deutscher Seite die Erziehungsfrage immer verschmolzen wurde mit der religiösen Propaganda. Dabei mußte der europäische Einfluß umso mehr verschwinden, je mehr die Missionstätigkeit dem Chinesen als eine wesentlich politische, mit dem Ziele der Zerstörung der Grundvesten Chinas erscheint. „Gerade für Deutschland", schreibt Franke, „das in die Missionsfrage vielleicht noch am wenigsten verwickelt ist, würde sich bei der Unterrichtsreform in China ein reiches Feld der Wirksamkeit geboten haben, wenn man den Eifer, mit dem man einst die Lieferung von Militärinstruktoren betrieb, deren Erfolge doch nur ganz ephem sein konnten, später auf die Entsendung geeigneter wissenschaftlicher — aber nicht missionierender — Lehrer verwandt hätte."

Deutsches Reich.

f. **Berlin**, 31. Juli. (Welfentum und „Deutsches Adelsblatt".) Das hannoversche Welfenorgan jubelt darüber, das „Deutsche Adelsblatt" endlich „auf dem rechten Wege" getroffen zu haben. Im „Deutschen Adelsblatte" wurde nämlich kürzlich das große Wort gelassen ausgesprochen: „Die chronische Revolution und nicht zum wenigsten die von oben hat so ziemlich alles auf den Kopf gestellt, was einst auf den Füßen stand." — Zeugt das vorstehende Diktum im Urteile der Unbefangenen für die Wahrheit des Goetheschen Spruches, daß ein Wort zur rechten Zeit sich da einstellt, wo Begriffe fehlen, so erblickt das hannoversche Welfenblatt darin einen „fetten Happen" im Sinne welfischer Politik. Für die Haltung des „Deutschen Adelsblattes" soll, meint der kundige Thebaner in Hannover, der fragliche Orakelspruch „epochemachend" sein. Natürlich wird dieser „Wandel" des „Deutschen Adelsblattes" „mit Genugtuung" begrüßt, „denn die Revolution von oben muß jedem königstreuen Edelmanne als schwerste Verirrung auf der Seele lasten, und die wahre Königstreue fordert von ihm, daß er die Sühne durch Wiederherstellung des Legitimitätsrechtes nicht nur ersehnt, sondern auch erstrebt". — Nach der „erlösenden Tat" jenes „offenen Bekenntnisses" spricht das Welfenorgan die Erwartung aus, „daß der bessere Teil des preußischen wie des übrigen deutschen Adels zu der wahren Loyalität zurückkehrt, welche das Prinzip der Legitimität auch über die schwarz-weißen Grenzpfähle hinaus achtet und da, wo letztere auf Grund der Eroberung von 1866 aufgestellt sind, mit uns deren Beseitigung erstrebt". — Das „Deutsche Adelsblatt" ist das Organ der Deutschen Adelsgenossenschaft, und der erste Vorsitzende der Deutschen Adelsgenossenschaft ist Herr v. Wedel, Minister des königlichen Hauses — von Preußen. Es ist demnach unter mehr als einem Gesichtspunkte von politischem Interesse, einmal, daß das „Deutsche Adelsblatt", wie oben gezeigt, mit welfischen Grundanschauungen übereintraf, und zweitens, welche Aufnahme die Erwartung des Welfenblattes bei dem Organe der Deutschen Adelsgenossenschaft finden wird.

* **Berlin**, 31. Juli. Ueber die Abfassung der Thronreden zu Zeiten Bismarcks wird dem „Berliner Tagebl." von „unterrichteter Seite" mitgeteilt: In dem „Erinnerungen an Graf Bismarck und sein Parlament 1867", die Wilhelm Oncken in der Ausgabenummer von „Velhagen und Klasings Monatsheften" veröffentlicht, findet sich der Satz: „Aus Bismarcks mündlichen und schriftlichen Aeußerungen ergibt sich für mich, daß die Thronreden seiner Amtszeit teils von ihm allein, teils von Wilhelm I. und ihm gemeinsam abgefaßt worden sind." In Bezug auf die Thronrede vom 5. Dezember 1866 ist dieser Satz richtig; in seiner Allgemeinheit verrät er aber eine völlige Unkenntnis der Art und Weise, wie unter dem Fürsten Bismarck die Thronreden zu Stande kamen. Jedes Departe-

Feuilleton.

7]

Bozena.

Roman von E. Deutsch.

„Du tust mir unrecht, Janek", sagte sie in ihrer gewohnten stillen Weise. Ihr Gesicht zeigte keine Spur von Erregung, obwohl die Augen voll Tränen standen. „Du tust mir unrecht. Ich war dir immer ein gutes und willfähriges Weib, und bin nie deinen Worten und deinem Begehren entgegengetreten, und wenn ich jetzt nicht einen Weg mit dir gegangen bin, so war's, weil ich ein altes Unrecht hab' gut machen wollen."

„Unrecht?" fuhr er auf, „hast wohl Ursach' gehabt, zu bereuen, daß du mein Weib geworden bist?"

„Daß ich dein Weib geworden bin, nicht", erwiderte sie mit großer Herzlichkeit, „aber daß einem anderen dadurch ein großes Unrecht geschehen ist, das — — werde ich immer bereuen, das wird immer an mir nagen, und wenn ich hundert Jahr alt würd'; drum bitt' ich dich, Janek, aus tiefster Seel' bitt' ich dich, hast mir Zeit meines Lebens schon so viel zu Lieb' getan, tu's auch diesmal, dies einzige Mal noch, dann brauchst mir keinen Wunsch mehr erfüllen. Sieben Kinder hat uns der liebe Herrgott genommen. Mit Schmerzen hab' ich sie geboren und sterben hab' ich sie gesehen, wie die reifen Garben auf dem Feld." Ihre Stimme sank zu einem tränenerstickten Flüstern herab. Nach langem Schweigen fuhr sie dann ruhiger fort: „Soll ich auch noch das einzige Kind, das uns geblieben, elend und unglücklich sehn? Er hat ein groß' Unrecht begangen, hat sich arg gegen dich benommen, wie es sich für einen Sohn nie und nimmer schickt — — mich hat er ja aber auch getäuscht und betrogen, vielleicht noch mehr als dich; denn ich war für ihn und mit ihm. Aber deswegen, weil er mich gekränkt hat, soll ich ihn zeitlebens elend machen? Er ist ja mein Sohn, und ich seine Mutter, und was ich für sein Glück tu', tu' ich ja für mich; die Sache ist einmal geschehen, laß sie so bleiben. Der Hornak hat's dir ja auch geraten, laß sie so bleiben!" setzte sie flehend hinzu.

„Nie und nimmer!" unterbrach sie der Bauer. Er sprach dies nicht mit Heftigkeit, aber fest und unbeugsam; obwohl er sich bemüht hatte, ihr zu verbergen, so zeigte doch sein Gesicht, wie sehr ihm ihr Schmerz und seine Worte nahe gingen. „Nie und nimmer! Verlang', was du willst, und du sollst's haben, nur dies nit. Ehe ich das auf mir sitzen laß', lieber will ich gleich auf der Stelle tot sein. Von dem, was ich gesagt, nehme ich kein Wort zurück: Er geht und tut, was er will, oder er bleibt und tut, was ich will!"

„Ich kann beides nit", sagte jetzt der Bursche und stand auf. Der Hut mit den bunten Bändern rollte unter die Bank, er merkte es nicht. Die Worte der Mutter hatten ihn bewegt und seine Reue geweckt, die des Vaters kamen ihm unerhört hart und grausam vor, und doch lag nichts von Zorn oder nur Unehrerbietigkeit in seiner Haltung, als er jetzt dem Vater gegenüberstand. Denn der Bauer erzieht seine Kinder in tiefster Untertänigkeit gegen sich, und so lange sie ledig und in seinem Hause sind, gibt es keine höhere und unnahbarere Macht, als den Vater, darum war Janek so außer sich über den willkürlichen Streich seines Sohnes, und darum machte er eben so viel Aufsehen im Orte. Dies Verhältnis der Untertänigkeit ändert sich, wenn der Sohn verheiratet ist, selbst wenn er im Vaterhause wohnhaft bleibt. Eine Art Mitregentschaft, eine Gleichheit tritt ein, der Vater achtet im Sohne den verheirateten Mann, hört auf seine Worte und läßt auch seinen Willen gelten. Und diese Wahrung der Selbständigkeit und Geltung des Willens nimmt mit den Jahren zu, bis der Sohn allein maßgebend wird und der Vater, wenn er alt geworden, in dieselbe Abhängigkeit tritt, in der sein Sohn gelebt. Die Mutter hat nie eine so geachtete und gefürchtete Stellung, weil sie vom Mann selbst abhängig ist, obwohl es auch hier, wie überall, auf die Natur und den Charakter der Kinder viel ankommt. Um die Töchter kümmert sich der Bauer wenig; diese sind ganz der Fürsorge der Mutter übergeben; nur beim Verheiraten tritt der Vater entscheidend ein.

„Ich kann beides nit", sagte der Sohn, „Ihr weißt mir zwei Mühlsteine und sagt: Leg' dich unter diesen oder jenen und laß dich zermalmen. Ich kann von dem Mädel nicht lassen, denn meine Seele ist mit ihr; ich kann aber auch nicht von Euch gehen und mich losreißen, denn von dieser Stund' an wär' ich der elendeste Mensch auf Erden und würde keinen frohen Tag mehr haben. Als ich mich hab' aufbieten lassen, da war es fest in mir, Ihr gebt nach, Vater, und laßt das Geschehene geschehen sein, ja, Ihr würdet mir noch danken, daß ich Eurer Unentschlossenheit abgeholfen und Euch mit einem Sprung hinübergebracht hab'. Ich bin fehlgegangen und hab' unrecht getan, die Mutter sagt's und ich glaub's auch, da jetzt die Hitz' vorüber ist. Es ist nun einmal geschehen, drum laßt's auch so sein, Vater! Ich weiß ja, was Euch so schwer ankommt, und warum", setzte er nach kurzer Ueberlegung hinzu; „wenn ich an Eurer Stell' wär, ich würd' das für einen Fingerzeig Gottes ansehen, der die Kinder gut machen lassen will, was sich die Eltern angetan haben."

„Was red'st da, wozu sagst ihm das?" rief die Bäuerin, zu Tode erschrocken.

Janek sah auch eine Weile seinem Sohne starr in das Gesicht, dann sagte er langsam: „Das hast auch gewußt, und doch hat dein Fuß die Schwelle von Josefats Hütte betreten? Hast's gewußt, und doch hast dich an die Dirn' gehängt und ihr zu Lieb' deinem Vater auf solche Weise mitgespielt? Geh mir aus den Augen, es ist kein Segen mit an dir!"

„Ich hab's nit gewußt, die erste Zeit nit gewußt, und als ich's dann erfahren hab', dann war's zu spät, da konnt' ich mich nicht mehr losreißen. Sie hat's mir ja selber erzählt, um mich zurückzuschrecken."

„Dich zurückzuschrecken?!" unterbrach ihn der Alte. Das Wort brachte ihn offenbar außer sich. „Das willst mir auch noch einreden, noch anderweitig willst den Vater häuseln? Daß das Donnerwetter in dich fahr', du verfluchter Bube; aber hör', ich will mich von der elenden Geschichte nicht mehr aufregen lassen, sonst trifft mich heute noch der Schlag. Wärst wie ein ehrlicher Kerl zu mir gekommen und hättest gesagt: „Vater, ich kann's nit länger ertragen, die Dirn' ist mir mehr als alles, gebt sie mir oder ich sag' mich von Euch los und laß mich aufbieten", so wär's an mir gewesen, ja oder nein zu sagen, und was ich gesagt hätt', das weiß ich nit; denn du bist mein einziges Kind, und ich war auch einmal jung und weiß, was das heißt, nach einer Dirn' schmachten und vergeh'n. Aber so, nachdem du mir das getan hast, nachdem du mir so hinterrücks das Messer an die Kehl' gesetzt, nie und nimmer, und wenn du hier vor meinen Augen gleich zu Grunde gingst. Dies ist mein letztes Wort zu dir, bis an den Tag, an dem du mit Pavels Tochter an diesem Tisch beim Versprüch sitzen wirst." Damit schlug er die Tür hinter sich zu, ging nach der Kammer, warf die Guba um und verließ das Haus. Bald jedoch kehrte er wieder um und ging nach dem Hofe, um zu sehen, ob alles Vieh ausgetrieben sei; denn er war ein ordentlicher und strenger Wirt und alles mußte bei ihm am Schnürchen gehen.

Der Hof war groß und sonnig, nur der Wald, welcher dessen hintere Begrenzung bildete, warf reiche dunkle Schatten. In der halboffenen Scheune lag ein Knecht und schlief. Kreuzer hörte ihn nicht; es war der Waldhüter, der nachts die Holz- und Blätterdiebe fernhielt und am Tage den Schlaf nachzuholen pflegte.

Der Bauer ging von Stall zu Stall und fand alles in Ordnung; als er an der Remise vorüberging, die sich an den Wald anschloß, hörte er plötzlich Pferdegewieher. Mit drei Sprüngen war er hinter dem Gebäude. Ein Knecht stand dort mit zwei Paar gekoppelten Pferden, das eine Paar war an einen Baum gebunden und graste ruhig, das andere hielt er in der Hand und seiner Haltung und Gebärde nach zu urteilen, wollte er sie durch die Hintertür in die Remise und von da in den Stall bringen. „Da bist ja schon wieder", rief der Bauer in höchstem Grade erstaunt, „was, zum Teufel, soll denn das heißen?"

Der Knecht trug breite, schmutzige Leinwandhosen und ein ebensolches Hemd, sein Gesicht war schwammig und die niedere Stirn, die kleinen, grauen Augen, die fleischige, aufgestülpte Nase, der Ausdruck von List und Verschlagenheit in seinen Zügen zeigten den echten Typus der niederen Bevölkerung.

Als er seine List mißlungen sah, griff er zu keinen Ausreden, sondern sagte in frechem Tone, wobei er nach Branntwein roch, als er den breiten Mund öffnete: „Die Pferde haben genug gegrast und ich will heut' nachmittag in mein Dorf."

„Vorerst seh' ich, daß du wieder betrunken bist", rief der Bauer, ohne auf des Knechtes Worte zu achten; „wo hast die Pferd' gelassen, dieweil du in der Schänke warst?"

„Ich bin nit betrunken", behauptete der Knecht.

„Man riecht's ja meilenweit."

„Das ist noch von gestern", versetzte der Knecht, ihn mit blöden Augen anstarrend.

„Wart', Schurke, ich werd's dir auf einmal zahlen, will erst das andere zusammenrechnen. Heut' früh hast mir Spektakel gemacht, als ich dir befahl, die Pferd' auf die Weid' zu führen, und jetzt bist schon um ein Uhr zu Haus, anstatt bis um fünf fortzubleiben."

„Die Bestien haben genug und ich will zu meiner Mutter."

SLUB
Wir führen Wissen.